

Stuttgart damals

Erinnerung an eine Jugend nach dem ersten Weltkrieg von Hans Hoppenlauer

Als das Grenadierregiment 119 im Winter 1918/19 in Stuttgart einzog, standen wir in der oberen Neckarstraße Spalier. Wir hatten schwarzweißrote Rosetten angesteckt, und während des langen Wartens gab einer einen Druckzettel herum, in dem die neue Einrichtung der Schülerräte ironisiert wurde. Überschrift: Die Pauker werden geprüft – und dann kam, was der künftige Schülerrat seine Lehrer fragen sollte, bevor er sie genehmigte. Ein halbes Jahr später habe ich mich mit einem alten Kameraden gerauft, als ich eine Postkarte in die Schule brachte, auf der Hannibal Fischer gezeigt war, wie er die deutsche Flotte 1852 versteigerte, und daneben Erzberger, der die neue deutsche Flotte verschachert habe.

So kamen wir aus dem Kriege. Alles stürzte auf uns herein, der verlorene Krieg, die Revolution; vieles formte sich in unseren Bubenköpfen, wie wir es in der Schule und zu Hause gelehrt wurden, aber jeder Tag brachte uns unmittelbare Eindrücke und Erlebnisse, denen wir noch nicht gewachsen sein konnten. Als wir uns während des Generalstreiks auf die Königstraße wagten, kam ein Panzerauto der Polizei und schoß in die Luft. Wir rannten die Neue Brücke hinunter und drückten uns gegen die verschlossenen Haustüren.

So nahe hatten wir nie schießen hören. Der Krieg war uns doch im ganzen ziemlich fern geblieben. Freilich, an manchen Tagen hatte man oben auf den Fildern das dumpfe Dröhnen vom Westen vernommen. Und am 22. September 1915 saßen wir gerade in der zweiten Stunde, als es knallte und die Sirenen ertönten. „Die Klasse ist vom Lehrer in guter Ordnung über die Haupttreppe in den Keller zu führen.“ Nun, in guter Ordnung wurden wir bei diesem zu spät gegebenen Alarm beim ersten Fliegerangriff auf Stuttgart nicht über die Haupttreppe geführt. Unten im Keller ging es dann ganz lebendig zu. Wenn auf der Polizeiwache in der Nähe die Kanonenschläge gelöst wurden, die damals zum Alarm gehörten, dann stellte unser

Turnlehrer den Einschlag einer Bombe fest. Das erregte uns, aber es erschreckte uns nicht. Im Keller galt man als sicher, bis zu jenem letzten Angriff auf Stuttgart, bei dem ein Haus in der Heusteigstraße von oben bis unten durchschlagen wurde. Es war an einem Sonntag im August 1918, und am nächsten Morgen standen wir staunend vor den Schuttmassen, die in den Nachbarstraßen verteilt waren. Glücklicherweise war dies der letzte Angriff.

So war unsre bürgerliche Jugend von den Vorgängen, die zur Revolution führten, ganz überrascht worden. Sie konnte nicht ahnen, daß es ihren Eltern und Lehrern nicht viel anders gegangen war. Daß auch sie sich schon längst Sorgen gemacht, daß vor allem unsre Mütter oft genug kaum gewußt hatten, wie sie in der Zeit der Bodenkohlraben und des „Speckbrotes“ ihre Kinder gesund ernähren könnten, davon hatten wir, denen die Sorge galt, nicht genug gewußt, und jedenfalls war alles, was wir davon spürten, überdeckt von der offiziellen Meinung über den Krieg. Noch im Oktober 1918 hatten wir einen Aufsatz über den Sieg geschrieben. Als wir dann am 9. November nach Hause geschickt wurden, fragte eine Frau, warum wir heimkämen. „Wir haben frei wegen der Revolution“, sagte mein Freund. Die Frau ging traurig weiter. Nachher sahen wir die Arbeiter einer Fabrik, die in geschlossener Ordnung zum Karlsplatz zogen. Es war ein etwas harter Übergang von dem Aufsatz über den Sieg zur Revolution. Immerhin, noch hatte uns die Schule regelrecht nach Hause geschickt.

Immer noch hatten wir das Bild des Krieges von 1914 gehabt. Wir sahen auf der Wache noch Soldaten in Pickelhauben. Der erste Mann im Stahlhelm, den ich von der Nähe sah, war ein Posten vor dem Tagblatthaus. Das war kurz vorher von der Sicherheitskompanie besetzt worden. Der Posten stand da mit Karabiner, er hatte Wickelgamaschen an, und in der Dämmerung stand ich vor ihm und sah ihn mir an, bis er sagte: „Gang hoim, Kloiner.“

Heimkehr der Truppen, Demonstrationen, kleine Unruhen, viel schulfrei, und in der Schule selbst eine ungewohnte Bewegung: für uns waren das schöne Monate. Als wir konfirmiert werden soll-

ten, war wieder Generalstreik, und der Alte Bahnhof hatte seine eisernen Tore geschlossen. Das war nie vorher geschehen. Da wurde es mir klar, daß sich etwas ganz Ungewöhnliches ereignet haben müsse. Das paßte gar nicht zu dem Bild langer Gewöhnung, zu dem Bild des immer belebten Bahnhofes, über den wir ja beinahe jedes Jahr einen Aufsatz geschrieben hatten.

Unsere Eltern und Lehrer waren ernster und ein bißchen unsicherer als früher, und wir wurden schneller selbständig. Die Autorität von Schule und Familie zerbrach rascher als bei früheren Generationen in dem wohlgeordneten Württemberg. Im Sommer 1919 gingen wir oft barfuß in die Schule. Man stelle sich das früher vor, in einem Stuttgarter Gymnasium! Mittags fuhren wir in das Neuner zum Baden, und bei der Waage warfen wir die Zehnpfennigstücke eines längst verfallenen Notgeldes in den Automaten.

Man fuhr dabei vom Schloßplatz aus am Kunstgebäude und Theater vorbei in die Neckarstraße. Das Gebiet nordöstlich des Schloßplatzes, das Gebiet um die Untere Königstraße, lag noch fast ganz abseits des Verkehrs. Die jüngere Generation kann sich das heute schon kaum mehr vorstellen. Wenn man vom Wilhelmsbau her kam, war man am Schloßplatz hier am Ende der eigentlichen Stadt. Die Straßenbahn bog nach links zum Bahnhof oder nach rechts zur Neckarstraße hinüber. Manchmal ging man zu einem Spaziergang die Untere Königstraße hinunter, am Marstall vorbei zum Königstor, das an der Stelle stand, wo heute die Königstraße in den Bahnhofsvorplatz einmündet.

Der alte Bahnhof mit seiner einst berühmten Fassade, die als neues Bauwerk bei der Siegesfeier von 1871 illuminiert war, brachte die technische Seite des Eisenbahnverkehrs den Reisenden und Zuschauern viel näher als der heutige. Er hatte nur vier Bahnsteige, aber jeder dieser Bahnsteige hatte hintereinander zwei Geleise. Und am oberen Ende der beiden Hallen waren die Drehscheiben, auf denen die Lokomotiven im Kreise gedreht wurden. Zwischen den beiden Hallen ging der große Gang hinunter, an dessen Seiten die Wartesäle für die verschiedenen Klassen getrennt lagen, dazwischen ein Wartesaal für den Hof. In der Eingangshalle war die eine große Uhr, unter der man sich traf, wenn man gemeinsam verreiste.

Die Verlegung des Bahnhofs war die größte Veränderung für Stuttgart, die wir noch in der Schule erlebten. Im Rohbau war der neue Bahnhof schon 1914 fertiggestellt, und sein Turm grüßte von un-

ten die Königstraße herauf. In der Revolutionszeit bot er eine Zeitlang der Regierung Schutz, und von den oberen Räumen, in denen später getanzt wurde, richteten sich MG-Läufe auf die unruhige Stadt. Ein großes Ereignis war die Umlegung des Verkehrs in den neuen Bahnhof, die in einer Herbstnacht des Jahres 1922 vorgenommen wurde. In ein paar Stunden – aber noch mehrere Tage lang hatten die Züge Verspätung, bis sich alles richtig eingespielt hatte. Und dann waren wir stolz auf den in ganz Europa bewunderten Bahnhof. Zwar zu einer richtigen Bahnsteighalle hatte das Geld nicht mehr gereicht, und die Bomben des letzten Krieges haben nur niedere Holz- und Glasgestelle zerstört. Die Eisenbahntechniker beklagten sich, daß der Landtag nicht mehr Geld zum Geländekauf bewilligt hatte und daß deswegen der Anlauf für die Züge zum Nordbahnhof und zum Westbahnhof zu kurz geworden war. Das war aber die Sache der Fachleute: wir Stuttgarter waren stolz auf diesen Bahnhof und darauf, daß er in der Anlage noch aus der Zeit der Königlichen Württembergischen Staatseisenbahnen stammte: K.W.St.E. – als „Komm Weib steig ei“ oder „Kei Wonder stenkts z'Es-lenge“ gedeutet – stand in den Wagen, und noch Jahre später, als es schon längst eine Reichsbahn gab, hat ein Eisenbahner dem aufhorchenden Studenten erzählt, es sei halt alles viel besser gewesen damals und es werde nicht wieder gut, bevor Württemberg nicht wieder seine eigenen Bahnen habe. Seien doch auch die Vierte-Klasse-Wagen im Gegensatz zu Preußen als menschenwürdige Beförderungsmittel gebaut gewesen und nicht wie im Norden nur in großen Abteilen mit Bänken bloß der Wand entlang.

Ja, die Vierte Klasse. Man hat heute schon fast vergessen, daß es sie gab und daß sie erst gegen Ende der Zwanziger Jahre abgeschafft wurde. Sie wurde nur in den Personenzügen geführt, und in diesen war dann die Dritte schon etwas Gehobenes, ausgesprochen Honoratiorenhaftes.

Es war die Zeit der vielen Wanderungen. Es gab eine alte Wandertradition, und sie wurde neubelebt und umgeformt durch die Jugendbewegung. Wer die Gegenwart mit jenen Jahren vergleicht, wird feststellen können, daß viel weniger gewandert wird. Man reist „per Anhalter“, man „trampft“ und kommt auf abenteuerliche Weise über weite Strecken. Wir in jenen noch viel geruhsameren Zeiten sind gewandert, wir konnten es uns noch leisten zu wandern um des Wanderns willen. Wir haben unser Ländle gut gekannt. Konzentrisch um

Stuttgart herum zogen wir unsere Kreise, auf die Alb, in den Schwarzwald, an den Bodensee. Und in unserer Klasse gab es Parteien, eine für die Alb, eine für den Schwarzwald, und andere wieder wollten keine Sommerfrische ohne den weiten Bodensee. Es war die große Zeit der Jugendherbergen, die, oft noch primitiv und keineswegs fest organisiert, aus dem Boden schossen, häufig von irgend einem Idealisten geführt; man lagerte auf Heu oder Stroh, und bei Regen wurde unter einem vorspringenden Dach ein offenes Feuer gemacht. Wer diese Zeit nicht miterlebt hat, kann sich diese unorganisierte Wanderfreudigkeit nicht mehr vorstellen. Schon in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre war alles viel geordneter, organisierter, die Jugendherbergen unterstanden zentraler Aufsicht, Schwung und Bewegung hatten nachgelassen.

Erst später, als wir in Studium oder Beruf über das Ländle hinaus kamen, haben wir gemerkt, wie schwäbisch, wie württembergisch unser Leben damals war. Der Offizierssohn aus Berlin, der in die Schule zu uns gekommen war, hatte es am Anfang schwer, bis er unsre Sprache gelernt hatte. Daß unsre Lehrer nebenher teilweise anerkannte Gelehrte waren, war uns selbstverständlich und nicht ganz so gleichgültig, wie wir vorgaben. Daß sie dabei zum Teil im modernen Sinne nicht mehr gute Lehrer waren, daß sie mit uns, einer Jugend, die durch die Nachkriegsjahre außer Rand und Band gekommen war, nicht mehr recht fertig wurden, haben wir weidlich ausgenützt. Sie haben uns immer wieder vorgehalten, daß wir nichts mehr lernten, daß wir nichts mehr könnten, aber vielleicht waren sie ein bißchen zu starr und dachten wie ihre ganze Generation, es könnte alles wieder so werden wie es vorher gewesen war. Im Grunde war das doch die herrschende Anschauung: der Krieg und seine Folgen waren eine böse Abirrung, man mußte auf den rechten, auf den alten Weg zurückfinden. Politisch war das die württembergische konstitutionelle Monarchie unter einem so klugen und so volkstümlichen Monarchen, wie der letzte König einer gewesen war. Als Buben waren wir ihm noch oft begegnet, wenn er allein spazieren ging, wir liefen über die Straße, um vor ihm unsre Klassenmützen ziehen zu können. Nach Bebenhausen wanderten manche, um seinen Ruhesitz zu sehen, und als er an einem warmen Oktobertag des Jahres 1921 starb, trauerten viele, die man nicht als Gegner der bestehenden Republik ansehen konnte. Über die Vorgänge am und im Wilhelmspalast am 9. November 1918 gingen viele Legen-

den, und auch wir Buben haben sie oft diskutiert. Als dann im Januar 1923 die Franzosen ins Ruhrgebiet einrückten, gingen wir in der Schulpause hinüber zum Gebäude der sozialdemokratischen „Tagwacht“ und lasen dort die flammenden Proteste gegen diese Gewaltmethoden. Eine ebenso verständliche wie gefährliche Welle der nationalen Leidenschaft erfaßte die Jugend. Mit Kenntnis der politischen Realitäten hatten unsre Lehrer uns nicht belastet, und die junge Republik hatte leider wenig getan, unsre jugendlichen Gefühle anzusprechen. Als wir bei Schulentlassung die Pflichtexemplare der Weimarer Verfassung ausgehändigt bekamen, wußten wir von ihrem Inhalt weniger als von der Verfassung des Perikleischen Athen.

Bei all dem wurde es uns im einzelnen gar nicht bewußt, daß wir gerade in Stuttgart Zeugen eines wirtschaftlichen und geistigen Lebens waren, wie es sich im Herbst 1918 kaum ein Württemberger hätte träumen lassen. Der Bahnhof war ja nur eines der äußeren Zeichen davon. Für viele Industrien war das Rheingebiet zu unsicher geworden, und sie zogen sich hinter den Schwarzwald ins Neckargebiet zurück. Und das kulturelle Leben blühte auch auf Gebieten, in dem die bisherige württembergische Tradition wenig aufzuweisen hatte. Wir Buben genossen natürlich nur die jugendgemäßen Seiten davon. Das schöne Hoftheater, jetzt Landestheater genannt, bildete den Rahmen unserer höchsten Genüsse. Stolz standen wir am Anlagensee und blickten auf das Große Haus, in dem wir unsere erste Schilleraufführung erlebt hatten, und wenig später sahen wir die beschwingten Aufführungen von Shakespeare-Lustspielen im Kleinen Haus. Im gedämpften Braun seines Holzes und dem Grün seiner Stoffe haben wir einen Theaterraum lieben gelernt, wie wir nie mehr einen lieben sollten, und die Bombe des letzten Krieges, die diesen Raum zerfetzte, hat uns in einer unsrer teuersten Erinnerungen getroffen. Ausstellungen moderner Kunst ließen uns über Expressionismus ebenso heiß diskutieren wie es die heutige Jugend tut, aber doch noch in einem unbedingteren Glauben, daß dieses Neue eben doch seinen Sinn haben müsse. Hier waren wir von der Schule weniger gelenkt und beeinflusst als auf dem Felde der Literatur, denn Kunstgeschichte gehörte nicht zu den normalen Unterrichtsfächern.

Der Unterricht hatte die Tendenz, in allen geschichtlichen Fächern zu fern der Gegenwart aufzuhören. Wie horchten wir auf, als unser Literaturlehrer uns aus den „Webern“ von Gerhart Haupt-



Riedlingen. Scheuer des Mohrenwirts von 1686, stattlicher Fachwerkbau mit schönen Schnitzereien – ein Zeuge starker, männlicher, bildefreudiger und gestaltungsfroher Lebenskraft Aufnahme: Helga Schmidt-Glassner



Riedlingen. Zwiefalter Tor, Teil der alten Stadtbefestigung, überragt von dem spätgotisch veränderten Turm der Pfarrkirche aus dem 14. Jahrhundert – ein Stadtbild wohlbehüteten Friedens

Aufnahme: Helga Schmidt-Glassner

mann vorlas. Sonst blieb unsre Erfahrung des Neuen im kulturellen Leben allzusehr getrennt von unsrem Schulerlebnis, und es hing von besonders glücklichen Umständen etwa in der Familie des einzelnen ab, wenn er auf vernünftige Weise in die Probleme des modernen Lebens eingeführt wurde. Dazu gehört im weiteren auch vieles, was die rasche Aufwärtsentwicklung der „modernsten Großstadt Süddeutschlands“ an Negativem mit sich brachte. Wir sahen und beobachteten vieles, von dessen Existenz unsre Eltern und Lehrer kaum Notiz nehmen wollten. Daß hier ein altes System geordneter Ethik und geordneter sozialer Schichtung in die Brüche ging, davon ahnten wir schon einiges. Der falsche Zehner, den wir in den Wiegeautomaten im Neuner warfen, bedeutete doch etwas mehr als die kleinen Schliche, mit denen sich in früheren Generationen die Jugend emaniptiert hatte. Als wir durch die offene Tür des Rektorats blickten, in der unser alter verehrter Rektor einen Vertreter des Soldatenrats empfing, dessen Auto eine rote Fahne trug, waren unsre Gefühle geteilt. Dieser Rektor hatte uns noch ein paar Wochen vorher den Sieg prophezeit, und daß nun einer kam, der mächtiger schien als er, mochte uns imponieren, wenn wir auch für die rote Fahne keine Sympathien hatten.

Es war die Zeit, in der der Fußball und überhaupt der Sport für Massen sich das Feld eroberte. „Ein Gymnasist spielt doch nicht Fußball“, sagte uns ein jüngerer Lehrer, auf den wir hörten, weil er uns gelegentlich sogar freiwilligen Unterricht in Kunstgeschichte gab. Aber in diesem Punkt konnte uns kein Lehrer etwas sagen. Unsre Turnspiele auf der Waldau gingen im alten Sinne weiter, aber daneben haben wir uns doch noch oft zum Fußballspielen getroffen und haben die Ergebnisse des großen Sonntagssports eifrig diskutiert. Ebenso unverständlich war es unsern Lehrern, daß wir begannen über Automarken zu diskutieren. Kein Wunder in einer Stadt, in der Robert Bosch und Mercedes die große Industrie verkörperten. Daß unser naturwissenschaftlicher Unterricht uns so wenig über die Grundlagen der modernen Technik bot, nahmen wir eben auch als ein Zeichen hin, daß die „Alten“ die Zeichen der Zeit nicht verstanden. Kurz nach unsrem Abgang von der Schule gewannen die Mercedesrennwagen das Rennen von Targa Florio.

Das war schon nach dem Ende der Inflation. Wir haben ihren Höhepunkt nicht mehr in der Schule erlebt. Aber wir spürten, daß die alten Unterschiede von „reich und arm“ nicht mehr galten. Wir sahen, was „spekulieren“ heißt, und als wir

im Durchschnitt kaum siebzehn waren, hat einer in unsrer Klasse Selbstmord begangen, weil er sich zu tief in diese Welt eingelassen hatte. Wir hatten das Gefühl, daß sich unsre Schule diesen Dingen gegenüber ebenso hilflos fühlte wie so manchen anderen Erscheinungen einer Auflösung, denen wir nicht entgehen konnten und die dadurch nicht unbedeutender wurden, daß unsre Lehrer sie nicht sahen oder nicht sehen wollten. Viele ehrwürdige Gestalten der alten Generation sahen politische Veränderung und moralische Lockerung in einem kausalen Zusammenhang, und als im Theater einmal ein „unsittliches“ Stück über Hans von Hutten aufgeführt wurde, schrieb Auguste Supper im „Merkur“ in ironischem Ton über diese neue Freiheit und zugleich über den Beschluß der Nationalversammlung, Schwarz-Rot-Gold zur Reichsfahne zu machen.

Doch im ganzen lebten wir wie die Generation vor uns in dem Gefühl, daß sich alles wieder einzurenken begann. Langsam fiel die Marktwirtschaft, man bekam wieder Schuhe ohne die Holzsohlen, mit denen wir über die Straßen und durch die Schulen geklappert waren, und für diejenigen unter uns, für die die gute alte Zeit in den Eiskärrele mit den Waffeln um 5 oder 10 Pfennig symbolisiert war, gab es auch wieder Eis. Freilich nicht mehr um Pfennige. Im Sommer 1921 habe ich einmal mit zwei anderen meine ganze Sparbüchse mit dem Inhalt von 30 Mark, die zum großen Teil noch aus dem kaiserlichen Deutschland stammten, für ein paar Eisportionen verbraucht. Und das war ja erst der kleine Anfang. Aber schon mir als Buben wurde es damals klar, daß ich besser getan hatte, unerlaubterweise diesen Schatz zu verbrauchen als noch auf eine legale Gelegenheit zu warten, bei der er dann nicht mehr zu einer Laugenbretzel gereicht hätte. Bei meiner Konfirmation hatte ich den schlechteren Goethe gewählt, um mit dem dadurch gesparten Geld den Grundstock für ein Fahrrad zu errichten, ein Fahrrad, das dann mit diesem Geld nicht mehr gekauft wurde.

Das heißt nicht, daß wir nicht Goethe gelesen hätten. Wir hatten eine Zeitlang einen Lesezirkel und lasen bei schönem Wetter im Bopserwald gemeinsam Dramen. Auf einem Schulausflug diskutierten wir am Bärensee heiß über Nietzsche. So wenig wir konnten und so wenig wir gelesen hatten, wir waren doch vielleicht die letzte Generation, die in ihrer ganzen Breite am Lesen überhaupt Freude hatten.

Wenn ich hier immer von Generation in einem all-

gemeineren Sinn spreche, dann meine ich die zwischen 1900 und 1910 Geborenen. Sie hatten nicht mehr wie die vor ihnen das lebendige Bild der Zeit vor 1914, sie hatten nicht wie wenigstens die Männer vor ihnen das Kampfserlebnis des Krieges, und sie wuchsen im Gleichtakt mit der Erholung Deutschlands nach 1919. „Man kann wieder Zucker kaufen, so viel man will“, „man kann wieder ins Ausland reisen“, und trotz aller Unsicherheiten und trotz der Sorgen unsrer Eltern um die allgemeine Lage hatten wir doch das Bewußtsein, daß wir in eine Zeit hineinwuchsen, die die unsre sein würde. Wir wollten vieles anders und neu machen. Das war nicht nur die Absicht der Jugendbewegung im engeren Sinne. Wir liebten den frischen Wind, der uns um die Ohren blies, und wir liebten das eigene Leben, das wir führten, mit all seinen Versuchen und Möglichkeiten.

Dabei ist uns, ich habe es schon gesagt, erst später zum Bewußtsein gekommen, wie sehr wir bei allem in eine gesund schwäbische Atmosphäre eingehüllt waren. Auch die Revolution hatte dieses Traditionsgefühl nicht gestört. In den Anlagen standen wir vor der Marmorgruppe, die „den reichsten Fürsten“ im Schoße seines Hirten zeigte. Wenn wir vom Honauer Tal zum Lichtenstein hinaufblickten, dachten wir an den Herzog Ulrich und seine Nebelhöhle. Auf dem Schloßplatz gingen wir am Standbild des Herzogs Christoph vorbei. Das Alte Schloß mit Renaissance-Galerie und Reittreppe und das Neue mit seinen schönen Sälen, die Akademie mit ihrer Erinnerung an Schiller, das alles brauchte man uns nicht lebendig zu machen. Wir verfolgten alle Bemühungen um Vertiefung der Heimatliebe, die Zeitschrift „Oberdeutschland“, die Führungen durch unsre heimatlichen Museen, die auf ganz neue Weise eingerichtet waren. Der Stolz auf die politische und die militärische Tradition Württembergs war verbunden mit unsrer Freude an der Rolle, die unsre Stadt und unser Land in Technik und Industrie spielten. Und wir waren uns auch bewußt, daß die Schriftsteller, die unter uns lebten, sich in Deutschland sehen lassen konnten. Als ich auf dem Höhepunkt der Inflation einmal einen unsrer bekanntesten, wohl unsren besten Lyriker vor dem Eingang zur Firma Bosch seine Zigarre ausdrücken sah, bevor er sich mit energischem Ruck dem Tore zuwandte, durch das die Massen strömten, da hatte ich wohl das Gefühl des Mitleids mit dem Manne, der in so schlechter Zeit auf eine ihm fremde Weise sein Brot verdienen mußte, aber ich war auch stolz darauf, daß er es bei dieser Firma bekam, deren

weltberühmter Chef auf einen Tisch kletterte, um eine unnötige Birne auszudrehen, die wir Werkstudenten hatten brennen lassen.

Schnell zog sich die Stadt die Höhen hinauf, die vor dem Kriege nur zu einem Teil bebaut gewesen waren. Vororte wurden neu eingemeindet, die Verkehrslinien verbessert. Die Zeiten politischer Unruhen waren bald überwunden, und im Lande und seiner Regierung hielt sich ein Mittelkurs, der im allgemeinen die Fachleute an der Verwaltung ließ. Es war wie früher eine sparsame und erfolgreiche Verwaltung, die sich jede Ausgabe zäh abringen ließ und die doch immer wieder neue Erfolge zeigen konnte. So war es insbesondere auch um die Verwaltung unsrer Heimatstadt bestellt. Wir lernten dieses merkwürdig gebaute Rathaus, das uns früher vor allem wegen seines Paternoster-Aufzugs interessant war, bei dem man nur den Ratsdienern entfliehen mußte, wir lernten dieses Rathaus bald auch von einer anderen Seite schätzen. Manchmal blickten wir zu seinem Turm hinauf, wenn wir an den langen Abenden vor Weihnachten auf dem Marktplatz uns auf der Messe vergnügten, zu diesem Turm und zu den alten Giebeln der schönen Häuser, die diesen so urwürttembergischen Platz umstanden. Und wenn wir später aus der Fremde kommend diesen Platz durchschritten, dann tauchten die alten Bilder wieder vor uns auf, die sich in diesen Rahmen fügten, die Karbidlampen der Meßbuden, der Einzug eines vom Feld heimkommenden Regiments, ein Seiltänzer, der von einem Giebel herabturnte, oder ein feierlicher Empfang eines hohen Gastes. Und einmal sahen wir den „Zeppelin“ hinter den alten Dächern verschwinden, am düsteren Tage der Beerdigung des großen Erfinders, nach dem das Luftschiff seinen Namen trug. Ich möchte nicht sagen, daß unser deutscher Patriotismus schwächer war als unser württembergischer, aber er war erlernter, akademischer. In der württembergischen Vergangenheit standen wir mitten drin, und keine Revolution konnte dieser Verbindung etwas anhaben. Das Stuttgarter Bürgertum und seine Jugend war nicht so preußenfeindlich wie die Nachbarn im Osten, aber daß es von Norden kommende Matrosen gewesen seien, die unsern König am 9. November schlecht behandelt hatten, hat doch auch unsre Gefühle mitbestimmt. Die Weimarer Republik räumte mit einigen Vorrechten des alten Bundesstaates auf, es kamen immer mehr Leute aus anderen deutschen Ländern nach Stuttgart in führende Stellen. Dagegen ergab sich mancher Widerstand, aber doch kein bösgemeinter.

Wenn wir als Buben sagten, Württemberg wäre mit 1918 allein besser fertig geworden als andere deutsche Gebiete, dann dachten wir uns dabei nichts Wirkliches, und es war schon ernster gemeint, wenn wir als älter Gewordene das gleiche 1933 meinten. Dabei haben wir doch wohl alle im Laufe der Jahre diese Stadt und unsre Heimat auch von außen sehen gelernt. Wir erkannten, daß man dort etwas zu eng aufeinander saß, daß man sich etwas zu gut kannte, daß die Unbefangenheit und Großzügigkeit oft fehlten, daß Mißtrauen und Suchen nach „Hintergedanken“ eine größere Rolle spielten als in Ländern, die weiträumiger waren und in denen nicht so viele hochgezüchtete Begabungen, durch Verwandtschaften verbunden oder durch alte Feindschaften getrennt, so nah aufeinander saßen. Aber das hat unsre Liebe nicht kleiner werden lassen, und nicht unsre Dankbarkeit. Die Zeiten, von denen ich sprach, sind vorbei; das müssen wir erkennen, und wir tun es mit Schmerzen, ganz gleich, ob unsre Sehnsucht mehr unsrer Jugend oder mehr

ihrem Rahmen gilt. Wenn uns heute der Zug in die alte Heimat führt, dann zucken wir jedesmal schmerzlich zusammen, wenn wir in den alten stolzen Bahnhof einfahren und die Trümmer auf den Höhen im Norden und Süden uns begrüßen. Es ist, als ob wir jedes Mal hofften, die alte Stadt wiederzufinden. Aber dann, wenn wir hinaustreten aus dem Bahnhof, trösten wir uns auch wieder mit manchem, was noch steht, und mit manchem, was der alte Stuttgarter Fleiß schon wieder hat emporwachsen lassen. Von den Bäumen in den Anlagen sind einige zerrissen, das Kleine Haus ist immer noch eine Ruine, aber dazwischen grüßt das Grün anderer Bäume, und von den Höhen blickt manches neue Haus herunter. Wir wissen heute wohl ebenso wenig von den Gefühlen der Jugend wie unsre Lehrer und Eltern von den unsrigen. Wir können nur hoffen, daß sie nach einer schwereren Katastrophe aus den Kräften des alten und immer neuen Stuttgart ebensoviel Leben zu gewinnen vermag wie es uns vor 30 Jahren geschenkt wurde.

Das war Eduard Mörike

Zwei Anekdoten aus seiner Ochsenwanger Zeit von Franz Georg Brustgi

Eduard Mörike – wer liebt ihn nicht, den Dichter, der das wunderbare und gar wunderliche Märchen vom Stuttgarter Hutzelmännlein, dem Pechschwitzer und Tröster, in heiterer Laune aus seinem kindlichen Gemüt heraus gesponnen hat, den Pfarrherrn zu Cleversulzbach im Unterland, über den der lächelnde Poet den ausgedienten alten Turmhahn in lustig gedrechselten Versen auf so ergötzliche Weise erzählen läßt.

Gerade dieser humoristische, schalkhafte, schnörklig-komische Wesenszug an Eduard Mörike macht ihn uns besonders vertraut und liebenswert. Und noch ein Zug ist ihm mehr als andern Dichtern eigen: »eine gewisse Liebe zur Bequemlichkeit«, wie er es, der über sich selber recht wohl Bescheid wußte, einmal nannte.

Diesen Mörike: den lässig Bequemen und den heitern Schalk, der zu allem Schabernak zu haben war, mögen die beiden folgenden Anekdoten mit ein paar kleinen Streiflichtern beleuchten.

Als ich einmal – es mag wohl 25 Jahre her sein – auf einer Wanderung das Albdörflein Ochsenwang besuchte, allwo Eduard Mörike in jungen Jahren Pfarrvikar gewesen war, führte mich ein glücklicher Zufall ins »Lamm« zur Einkehr. Ein altes verhutzelttes Männlein saß auf der Eckbank in der Sonne. Es war der Lammwirt-Ähne, wie sich bald herausstellte. Die Rede gab's, – ich kam auf den Mörike zu sprechen, und da erzählte mir der Alte die zwei Geschichten, die ihm – neben vie-

len andern, die er leider im Alter wieder vergessen – der unlängst verstorbene Ochsenwanger Schäfer erzählt hatte. Dieser Schäfer-Madesle, wie man ihn im Ort hieß, habe den Dichter gut gekannt, ja er sei so etwas wie der Dorffreund Mörikes gewesen. Habe auch in dem Häusle nebenm Pfarrhaus gewohnt, so daß er dem Herrn Pfarr' in seine Studierstube habe hineinschauen können.

Einmal in einem Jahr, als es so viel faules Obst gegeben, habe der Mörike dem Madesle alle seine fauligen Äpfel durch den Bühneladen auf die oberste Bühne geworfen, wo man das Obst vor dem Einkellern noch eine Weile zum Verlesen habe liegen lassen. Der Madesle, wie er's gemerkt habe, das Geschmeiß wieder zurück durch dem Pfarr' seinen, und desgleichen der Mörike zum andern Mal; habe aber dann, weil er doch der Gescheitere gewesen, seinen Bühneladen zugemacht, und der Madesle habe eben mit seinem eigenen auch des Pfarrs faul Obst in einen Korb fassen und auf die Miste tragen müssen.

Wie viel liebe Male – habe der Schäfer-Madesle erzählt – seien sie zwei, der Mörike und er, neben dem Pferchkarren auf dem Breitenstein draußen in der warmen Heidsonne gelegen, hätten dem Mückegeigen zugehört und zugehört oder Grashupfer, Grillen und Ameisen bei ihrem Tun und Treiben betrachtet, oder auch an den blauen Himmel hinaufguckend und hinter den ziehenden Wolken her träumend – mittagelang, ohne auch nur den Mund aufzutun zu einem Wort, bis die Betglocke geläutet habe. »Herr Pfarr'«, habe dann der Madesle angehoben, »s'läutet z'Bet'.« – »No machet mr Feierabend, Mades, und ganget heim«, habe drauf der Mörike gesagt – und der Tag sei zu Ende gewesen.